Zeitschrift: Schweizer Hotel-Revue = Revue suisse des hotels
Herausgeber: Schweizer Hotelier-Verein
Band: 16 (1907)
Heft: 36

Artikel: Vom Reisen in alter Zeit
Autor: Oettingen, Wolfgang von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-523090

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ansetzen. Weiter darf er kaum gehen, denn der Hotelier ist ja Konsument. Er kauft ein und es liegt in seinem und seiner Gäste Interesse, dass sein Verkäufer richtig deklarieren muss. Diese Deklaration nun aber auch auf seinen Tisch zu übertragen, stände im Widerspruch zum Prinzip.

Wir bitten Sie daher dringend, unseren Antrag prüfen und eventuell an das Departement und den Bundesrat weiterleiten zu wollen, denn es entspringt dem Wunsche sämtlicher Hoteliers der Schweiz, die Aufnahme einer Bestimmung in das Gesetz zu verhindern, die zu weit geht und daher — wenn auch unbeabsichtigt — in ihrer Wirkung geradezu chicanös wäre.

Genehmigen Sie, Herr Vorsteher, die Versicherung unserer vollkommenen Hochachtung!

Namens des Schweizer Hotelier-Vereins:
Der Präsident: ***F. Morlock.***

Nachklänge zur Reform der Hotelküche.

Vor zwei Jahren tauchte ganz plötzlich am Horizont ein frisch-fröhlicher Federkrieg über „Reformküche" auf, der aber leider fast ebenso plötzlich wieder verstummte. Wenn ich sage am Horizont, so ist es ein wenig Grössenwahn, denn in Wirklichkeit soll es heissen in der „Hotel-Revue" und diese erscheint bekanntlich in Basel.

Aus der damaligen recht lebhaften und erfreulichen Diskussion war man berechtigt anzunehmen, dass etwas Erspriessliches daraus entstehen würde, allein es blieb bei der grauen Theorie. Wenn ich mir erlaube, heute wieder darauf zurückzukommen, geschieht es, weil ich die Ueberzeugung habe, dass die Frage für unsern Beruf von grosser Wichtigkeit ist und ernsthaft behandelt werden sollte. Vor einigen Jahren noch hielt ich die immer wiederkehrende Klage über langweilige Hotelkost, zu viel Fleisch, zu wenig Gemüse, mangelhafte Zubereitung, fast keine Abwechslung etc. für übertrieben, aber jetzt, nachdem ich mich diesen Sommer monatelang in Hotels I. und II. Ranges, sowie in Pensionen in der Schweiz und in Süddeutschland herumgetrieben habe, sehe ich ein, wie berechtigt diese Klagen sind. Ich nehme natürlich die ganz erstklassigen Hotels aus, denn in diesen ist die Küche meist in jeder Beziehung musterhaft; ich konstatiere auch mit Vergnügen, dass es viele gewöhnliche Hotels (I. und II. Ranges) gibt, in denen die Kost nichts zu wünschen übrig lässt, ebenso habe ich einzelne Pensionen — aber nur wenige — besucht, von denen das Gleiche gesagt werden kann. Im allgemeinen aber kranken die meisten, speziell die letzten zwei Kategorien am „Zu viel". Wie die halbe Menschheit sich heute einbildet, nicht leben zu können — vielleicht mit Recht — ohne einige Wochen Sommerfrische, sind auch fast alle meine Freunde diesem Drange gefolgt; die meisten sind wieder zurück und bei der gegenseitigen Begrüssung ist mir aufgefallen, mit welcher Einstimmigkeit die Zurückgekehrten die Kost, welche sie erhielten, verurteilten. Alle klagten, dass man viel zu viel Gänge gebe und alle erklärten, dass sie vorziehen würden, weniger davon zu bekommen, dafür aber besser d. h. mit mehr Sorgfalt zubereitet. Mehrere Damen, welche von der Küche viel zu verstehen schienen, sagten, dass das Rohmaterial überall durchschnittlich gut war, aber durch Unkenntnis des Koches, vielleicht auch Ueberhäufung von Arbeit, oder einfach Mangel an gutem Willen verdorben wurde. Man will es den grossen Hotels nachmachen, erstellt Menus mit sechs Gängen und pompösen Namen und glaubt damit ein erstklassiges Haus zu sein; die Gerichte aber sind Karrikaturen. Wir Hoteliers sollten mehr reisen, um an unserm eigenen Leib zu spüren, wie viel in dieser Beziehung gesündigt wird. Wir können auf Reisen immer lernen; wir sehen viel, wie wir es in unsern eigenen Häusern auch machen, aber noch viel mehr, wie wir es nicht machen sollen; beides ist für uns ein Gewinn. Es wäre auch Zeit mit einem allgemeinen Vorurteil gegenüber Köchinnen zu brechen; ich habe in Pensionen gewohnt, in denen Köche und in solchen, wo Köchinnen in der Küche das Szepter führten; die Verpflegung in letztern war ohne Ausnahme ganz ausgezeichnet und zwar sowohl die Zubereitung als die Abwechslung, dabei waren in einer solchen Pension 60 Gäste. Wir hatten keine sechs Gänge, auch keine Menus mit hochtönenden Namen, dafür war aber das Gebotene natürlich, schmackhaft, hübsch angerichtet und gesund; man ging mit Vergnügen zu Tisch und hatte nicht das Gefühl: „Herrgott, wenn ich mich nur schon durch die Musterkarte durchgearbeitet hätte". Meiner Ansicht nach sollten alle Häuser, welche nicht in der Lage sind, einen erstklassigen Chef zu halten — diese machen ja bekanntlich und mit Recht sehr grosse Ansprüche —, suchen, nach und nach Köchinnen heranzuziehen. Für das gleiche Gehalt, welches ein kleiner *Marmiton* verlangt, bekommt man einen weiblichen *cordon bleu*. Weg mit der Einbildung, es mache sich besser, wenn man sagen kann: „mr hei a Chäff, statt numen a Chöchi". Die Hauptsache ist doch, dass die Gäste zufrieden sind, gerne wiederkommen und der Wirt seine Rechnung findet. Wir haben umsomehr Grund, diesesmal ihre Wünsche zu erfüllen, da es sich ja nicht um ein Mehr, sondern weit eher um ein Weniger handelt. Es sollte auch vielleicht durch einen Druck von Seite des Vereins, etwa durch Prämien bei Kochausstellungen oder dergleichen darnach gestrebt werden, die Köche vielseitiger auszubilden, sie sind meistens nur auf Fleisch und etwa noch auf Fisch dressiert, Suppen und Gemüse betrachten sie als *qualité négligeable* und für die so gesunden und nahrhaften Voressen, bei denen man noch den Vorteil hat, sie ins unendliche abwechseln zu können, haben die meisten gar kein Verständnis. Es wäre umso nötiger, speziell diesen Punkt zu berücksichtigen, da das Fleisch von Jahr zu Jahr teurer wird. Bei der nächsten Kochkunstausstellung sollten diejenigen Preise bekommen, welche die meisten Phantasie-Gerichte liefern; allerdings kann man mit ihnen keine Monumentalbauten errichten; allein ich betrachte dieses eher als einen Vorteil, denn bis jetzt glichen unsere „Kost-Ausstellungen" eher einem Atelier für Architekten oder Bildhauer. Also weg mit den Spielereien, dafür mehr fürs praktische tägliche Leben, aber auch weg mit den langen pompösen Menus in einfachen Häusern; ich höre lieber einen Walzer gut gespielt, als eine Beethoven'sche Symphonie schlecht, sehe an der Wand lieber eine gute Photographie, als ein schlechtes Oelbild. Gerade wie Auge und Ohr kann aber auch der Magen verletzt werden, nur ist es bei diesem noch wichtiger, weil es auf das Wohlbefinden des Menschen Einfluss hat. *Ch. St.*

Die Verhaftung des Hotelschwindlers.

In Genf ist jener Hotelschwindler, der sich als *Majordomo* einer italienischen Herzogin ausgab und vor dessen Treiben wir in der „Hotel-Revue" gewarnt hatten, glücklicherweise verhaftet worden. Darüber wird uns geschrieben:

„Dank Ihrer Warnung in No. 32 der „Hotel-Revue" vom 10. August, welche ich glücklicherweise gelesen hatte, ist es mir gelungen, den berüchtigten *Majordomo* der *Duchessa* d'Ascoli festnehmen zu lassen. Die Sache hat sich ganz genau nach Programm zugetragen, d. h. so, wie Sie es in der „Hotel-Revue" brachten. Ich erhielt ein Telegramm Freitag nachmittags analog dem in der „Hotel-Revue" publizierten. Der *Majordomo* sollte am nächsten Tage eintreffen und ich sollte mich ganz nach seinen Anweisungen richten. Ich wusste sofort mit wem ich es zu tun haben würde und begab mich mit Telegramm und „Hotel-Revue" zum hiesigen Polizeidirektor Aubert, welcher mir auf den nächsten Tag, Samstag, zwei Detektivs zur Verfügung stellte. Abends gegen fünf Uhr, ganz programmässig, überbrachte mir der Concierge einen Brief mit der Meldung, der Ueberbringer wünsche mich zu sprechen. Ich befand mich vor dem *Majordomo*, einem mittelgrossen, schmächtigen Männchen, wie Sie es beschrieben haben. Er spricht schlecht französisch und wir unterhielten uns also auf italienisch. Ich muss vorausschicken, dass am Samstag Morgen ein Chargébrief für ihn eingetroffen war, welchen ich ihm nun aushändigte. Er entnahm demselben einen Check von Fr. 2500 und steckte letzteren wieder in die Tasche. Hierauf unterhielten wir uns über die *Duchessa* und deren Appartement und, obwohl die *Duchessa* erst am folgenden Dienstag eintreffen würde — sie sei noch zur Kur in Montecattini — wollte er das Appartement gleich von Samstag ab bezahlen, was ich, da dasselbe noch besetzt war, dankend ablehnte. Er besah sich hierauf das Appartement und auch die Automobilgarage, da die *Duchessa* in zwei Automobilen reise. Unterdessen benachrichtigte ich meine Detektivs, welche in einem Nebenraum warteten und inzwischen durch ihren Chef verstärkt worden waren. Dieser letztere sollte nun die Rolle des Hoteliers spielen und meine Wenigkeit sollte den Direktor weiter repräsentieren. Inzwischen hatte mein *Majordomo* alles inspiziert und Appartement sowie Garage zu seiner Zufriedenheit befunden. Nun zog er einen Brief an den italienischen Generalkonsul aus der Tasche und frug nach dessen Domizil. Ich bedeutete ihm, dass der Konsul nur von 2—4 Uhr zu sprechen sei. Er wollte es aber, mit Hinsicht auf die hohen Herrschaften, welche er repräsentiere, doch versuchen, bei ihm Zutritt zu erhalten und fragte zugleich nach dem *Crédit Lyonnais*. Ich sagte ihm, derselbe sei schon seit 3 Uhr geschlossen, allein mein *Padrone* würde ihn hinbegleiten und da er dort gut bekannt sei, würde man ihn schon empfangen.

Nun war meine Arbeit getan. Ich präsentierte den *Majordomo* meinem *Padrone*, welcher ihn gerne zum *Crédit Lyonnais* begleiten wollte und vor der Türe des Hotels traten dann die zwei andern Detektivs in Funktion und Charles Garcia, so heisst der Held, war arretiert. Er machte nicht den geringsten Widerstand, sondern bekannte sich im Verhör zu dem in Montreux begangenen Delikte, sowie auch zum Versuche in Luzern. Montags wurde er dann nach Montreux ausgeliefert, wo er von den Behörden reklamiert wurde."

Vom Reisen in alter Zeit.

Von
Dr. Wolfgang von Oettingen.
(Im „Tag".)

Im nächsten Jahrhundert, in dem vielleicht niemand mehr wird reisen mögen, weil die Entwicklung von Fernschau- und Fernsprechsystemen es überflüssig und die einer blitzschnellen Hochluftschiffahrt es ziemlich reizlos gemacht haben werden, dürften die weisen Kulturhistoriker mit überlegenem Lächeln unsere Zeit als eine unbegreiflich reisewütige charakterisieren. Und in der Tat: wer reist wohl heutzutage nicht? Jeden drängt alles in die Ferne: Amt und Geschäft, Freundschaft und Familiensinn, Krankheit und Frömmigkeit, Studium und Schaulust, Leichtsinn und Naturtrieb; fortwährend finden weitreichende Menschenverschiebungen statt, die einsamsten Orte beleben sich, die entlegensten werden überlaufen; schon erheben viele den Anspruch, die Glanzpunkte der ganzen Baedekerwelt kennen zu lernen; kaum schulreife Kinder beschweren sich, wenn man keine fashionable Sommerreise mit ihnen unternimmt, und Dorfbübchen werden bedauert, weil sie bis zu ihrer Dienstzeit meist Jahr für Jahr auf den heimatlichen Fluren verbringen.

Aus solchen Wirbeln des Reisegeistes, in denen wir uns ganz behaglich fühlen, blicken wir wohl voll Mitleid zurück auf die Zeit der Postkutsche und des Marktschiffes, die von Dampfer und Eisenbahn noch nichts ahnte, oder gar auf das sesshafte Mittelalter, das ausser wenigen Verkehrsstrassen, auf denen sich alles zusammendrängte, nur ganz schlechte Wege von Ort zu Orten kannte und diese Verbindungen wegen ihrer Bodenlosigkeit und Unsicherheit nicht einmal nach Belieben benutzen konnte. Aber die alte Zeit, der Weltneugier und mannigfaltiges Verkehrsbedürfnis im allgemeinen fremd waren, vermisste unsere unstete so wenig, wie wir den zukünftigen Reiseüberdruss oder wie ein Blindgeborener das Licht entbehrt.

Dies gilt insbesondere von dem früheren Mittelalter, das nach dem Zusammenbruche der antiken Kultur Jahrhunderte brauchte, um leidlich geordnete Zustände zu schaffen, fruchtbringende Betriebsamkeit zu fördern und die zerrissenen Fäden geistiger Interessen wieder festzuknüpfen. Solche Arbeiten beruhen weniger auf allgemeinem und hochentwickeltem Verkehr als auf unablässiger Ausbildung und langsamer Organisierung der nächstliegenden Verhältnisse. Auch drangen damals unwirtlicher Wald und Wildnis überall bis nahe an die Städte, Dörfer und einsam gelegenen Klöster heran; der Acker- und Wiesenbau war bei weitem nicht so ausgedehnt wie heute: und wer seine Kulturzone verliess, begab sich resigniert direkt in einen Kampf mit Menschen und Tieren, Dickicht und Heide, Sumpf und Gewässer, Wind und Wetter. Ueberall Hindernis, Feindseligkeit und Misstrauen; ein sicheres Unterkommen für die Nacht war nur in den seltenen Karawansereien der Heerstrassen und Haupthandelswege zu finden, allenfalls auch in den Klöstern und den gastfreundlichen Häusern, die man glücklich erreichte. Der Reisende war fast so schlimm daran wie jemand, der seine Heimat verloren hatte; und solch ein „ellender man", ein Landesflüchtiger, zu sein, galt mit Recht als das äusserste, des Mitleides werteste Unglück, das einen treffen konnte: es glich einer vollkommenen Vogelfreiheit.

Unter diesen Umständen entschloss sich zu einer Ortsveränderung nur, wer dazu dringend genötigt war; und man kann wohl sagen, dass das Reisen zu den Lasten und Pflichten bestimmter Stände gehörte, von diesen abgesehen aber selten und bloss von solchen betrieben wurde, denen ein besonderer Geist es eingab. Zwar nicht in demselben Masse wie neuerdings, aber doch recht häufig waren die Fürsten und ihre höchsten Beamten gezwungen, an den verschiedenen Punkten ihres Bereiches persönlich nach dem Rechten zu sehen und ihre Würde zu vertreten. So zogen die Kaiser von Pfalz zu Pfalz, von Reichsstadt zu Reichsstadt; Versammlungen von Fürsten, Reichstage, diplomatischer Verkehr setzten die Höfe immer wieder in Bewegung, und ganz ungeheure Gefolge und schwerfällige Massen von Tross und Geleite wälzten sich dann wie Heersäulen über die Länder, langsam und oft stockend, und keineswegs überall bereitwillig empfangen. Dabei konnte man sich nicht immer bequemer Reisewagen bedienen, weil solche Gebäude in manchem Hohlwege stecken geblieben, auf manchem Knüppeldamm zerschellt worden wären; man musste eben, wollte mann nicht zu Fusse gehen, zu Pferde reiten oder sich in Sänften setzen, die von Menschen oder gleichmässig schreitenden Zugtieren getragen wurden; nachts aber kampierte man in Zelten und schützte sich mit Teppichen und Decken gegen Feuchtigkeit und Kälte, während der Qualm des mühsam unterhaltenen Feuerchens in die Augen biss. War solches in Friedenszeiten das Gewohnte, so ging es im Kriege natürlich noch viel unbequemer zu, wo Unsicherheit und Eile das geringe Behagen, das man selbst einem Kaiser oder Erzbischof schaffen konnte, nur gar zu oft in Frage stellten. Die Soldaten freilich und ihre Anführer waren ein abgehärtetes und anspruchsloses Geschlecht; die Mannen, die dem Aufgebot ihres Kriegsherrn folgen mussten, sassen sonst auf unbequemen Burgen und primitiven Höfen und waren durch die ewigen Fehden, durch die Abwehr der Strauchdiebe und auch durch die beschwerliche Jagd an jede Plackerei gewöhnt; angeworbene Söldner aber, meist fahrende Landsknechte und ein verwogenes Gesindel, kannten erst recht nichts anderes als ein abenteuerliches Biwakieren und ein mühseliges Umherziehen zwischen Hunger und geraubtem Ueberfluss, zwischen derber Lustigkeit und der Not mit zerhauenen und zerschundenen Gliedmassen.

Der Stand, der neben dem der Fürsten und der Soldaten eine ständige Veranlassung zum Reisen gab, war der des Kaufmannes. Da von Brief- und Paketpost nur die allerersten Anfänge existierten, so mussten alle Waren auf Märkten ausgeboten und daselbst oder an ihrem Produktionsort aufgesucht und geprüft werden; und dorthin, wo es nur Tauschhandel gab, also in fernere Länder, die fremdes Geld nicht nahmen, gingen ebenfalls unaufhörliche grosse Transporte, die die Kaufherren oder deren Vertreter mit vielen Knechten begleiteten. Wenn wir bedenken, dass diese Reisen von Deutschland aus nicht nur in die Nachbarstaaten von alter Kultur, sondern auch bis tief in das halbwilde Russland und in den Orient unternommen wurden, so können wir uns leicht die Beschwerden und Gefahren ausmalen, die den Kaufmann, fuhr er nun zu Schiff oder zu Lande, auf Schritt und Tritt begleiteten. Nicht umsonst waren die Kirchen grosser Handelsstädte überfüllt mit Weihegeschenken für glücklich vollbrachte Fahrten und vorteilhaft abgelaufene, gefährliche Unternehmungen.

Musste aber der Kaufmann immer wieder hinaus, bis er sich auf das Altenteil zurückzog, so brachte anderen Beruf oder Schicksal nur zeitweilig die Pflicht des Reisens. Der junge Handwerksgeselle musste wandern, sich unter den Leuten umtun und erspähen, was anderswo geleistet wurde, wie man seine Arbeit verbessern und Neuheiten vorteilhaft einführen konnte. Wer höherer Bildung bedurfte, als die Klosterschule seiner Heimat sie ihm gewähren konnte, ging berühmten Lehrern nach, die vielleicht in weit entfernten Orten wohnten, und er wanderte auf Universitäten, womöglich nach Paris oder nach Italien, wo die Wissenschaften am frühesten blühten. Da bildeten sich die Scharen der fahrenden Schüler und Studenten, ein übermütiges Volk, voll Geist und Wissensdurst und viel Liederlichkeit; jugendliche Gesellen, die sich voll Wonne die Hörner abliefen und die Freiheit des Reisens von Herzen genossen, auch wenn sie mit bitterer Not, mit Hunger und Krankheit und Tyrannei der älteren Burschen teuer erkauft war. Still zogen neben ihnen die Pilger einher, die zur Busse oder zur Sicherung des Seelenheiles Wallfahrtsorte aufsuchten und nicht ruhten, bis in St. Jacob zu Compostell oder in den sieben Kirchen der ewigen Stadt Rom oder gar unter den Ungläubigen am Heiligen Grabe zu Jerusalem gebetet und gebeichtet hatten; auch Mönche und Priester mussten nicht selten, bettelnd oder predigend oder die Geschäfte ihrer Orden wahrnehmend, die Städte und Klöster bereisen und bis zu den fernsten Orten der Christenheit vordringen.

Was sonst noch die Landstrassen füllte, war meistens heimatloses Volk, hinter der Hecke geboren, um nach mancher Hetze und bunten Tagen am Wegrande zu sterben: Musikanten und Liedersänger, Gaukler und Zauberer, betrügerische Aerzte und Apotheker, Hausierer und Rosstäuscher, Zigeuner und Gauner jeglicher Art, kurz, alles Unsolide, das an der Ehrsamkeit der Städte und der bürgerlichen Berufe erstickt wäre. Es verkörpert ein gutes Teil der deutschen Lustigkeit und Phantastik und spielte gewissermassen als Ferment zwischen den klotzigen Bauern und den selbstgerechten Städtern eine muntere Rolle. Der Wandertrieb der alten Deutschen lebte in solchen Nachzüglern herrenloser Zeiten fort; die Freude am Erlebnis und die Sehnsucht nach dem Wunderbaren in blauer Ferne liessen sie nicht ruhen. War es doch auch eine Art von phantastischem Wandertrieb, der als weitverbreitete Epidemie die Völker ergriff und sie zwang, zu wiederholten Malen — und unter welcher Mühsal! — die Kreuzzüge zur „Befreiung" von Jerusalem zu unternehmen, über Gebirge und Meere und durch glühende Wüsten einem idealen Ziele zuzustreben.

Aus dieser leidenschaftlich innigen Berührung mit dem märchenhaften Morgenlande erwuchs dem Westen manche schwerwiegende Folge, unter anderm auch eine weit kräftigere Befruchtung der Phantasie durch das so in aufgeregten Zuständen erlebte und erschaute Neue, als sie etwa durch die Berichte der berufsmässig weitgereisten Kaufleute hatte erfolgen können. Was damals an Schilderungen, Sagen und dreisten Lügengeschichten aus dem Orient nach Deutschland kam, lebt zum Teil noch heute, wenngleich ja oft unter ganz veränderter Gestalt, im Volke fort. Was aber die Kaufleute erzählten, wird hier und da wohl übertrieben und prahlerisch, in der Regel jedoch weit positiver und wirtschaftlich nutzbarer gewesen sein als die Geschichtsklitterungen, die die aus Syrien und Konstantinopel, vielleicht aus der Gefangenschaft, aus Schiffbruch und Drangsal aller Art zurückgekehrten Krieger am heimischen Herde, von der staunenden Bierbank zusammenfabulierten.

Solche Kaufmannsberichte waren ihrerzeit das, was uns die Mitteilungen von Forschungsreisenden sind, nur fehlte ihnen die genauere und zuverlässige Berücksichtigung der wissenschaftlichen Interessen, die jetzt meistens im Vordergrunde stehen, also der Natur- und Völkerkunde, der Geographie, der Archäologie und Geschichte. Auch tritt in ihnen die Persönlichkeit der Reisenden mit ihren Eindrücken und Erlebnissen weiter zurück, als es heute zu geschehen pflegt; denn war auch die Beachtung damals so scharf wie nur je, so werden doch die sensitive Empfänglichkeit und besonders die vielseitige Ausdrucksfähigkeit geringer entwickelt gewesen sein. Unter den ältesten Berichten dieser Art ist der des Venezianers Marco Polo einer der bekanntesten. Dieser Mann, der mit Vater und Oheim fast ein Vierteljahrhundert im äussersten Ostasien verbrachte und 1295 aus China, wo er am Hofe des Kublai-Khan als Kaufmann und zeitweilig als Vertrauensmann und Beamter lebte, nach der Vaterstadt zurückkehrte, erzählt von allem, was ihn dort hauptsächlich interessiert hatte: und was ist das? Ausser einigen sehr anschaulichen Schilderungen der Gebräuche und der Pracht in der Umgebung jenes Enkels des grossen Dschingis-Khan, ausser historischen Schlachtberichten, die er anderen Gewährsleuten verdankt, und einigen Sagen, bringt er Notizen über alle Orte, die er in dem weiten Reiche der Tataren besuchte. Er erwähnt, wie man zu ihnen gelangt, welche Vorteile und Nachteile ihre Lage hat, welche Erzeugnisse und wieviel davon sie auf den Markt bringen, was sie daran verdienen, wie ihre Steuern geordnet sind, wem sie gehorchen, was für Geld sie führen und welcher Religion sie angehören: kurz, wir erfahren wesentlich Merkantilisches und überzeugen uns von neuem, dass die Zeit der antiken Periegeten und Topographen, mit ihren abstrakt wissenschaftlichen Interessen, einstweilen vorüber und die der moderneren Naturfreunde noch lange nicht angebrochen war.

Vielmehr sollten Jahrhunderte vergehen, ehe jemand nur um der Schönheit der Welt willen sich den Mühen einer Reise unterzog: dass Petrarca eine Besteigung des Mont Ventoux unternahm, um von dessen Gipfel aus die Sonne über der Rhoneebene aufgehen zu sehen, ist ein vereinzeltes Kuriosum. Gewiss hat mancher fahrende Schüler oder Handwerksgesell oder Maler oder Vagabund mit frischen Augen die Herrlichkeit jeder Jahreszeit genossen, aber noch im 17. Jahrhundert, als man auch schon zum Vergnügen reiste, suchte man hauptsächlich die Kuriositäten der Natur, die Mirabilien, auf, und erst dem Zeitalter des jungen Goethe war es vorbehalten, in unserem Sinne um des Wanderns willen zu wandern und sich in den Anblick von Wald und Flur empfindsam zu versenken. Dieses Reisen aus Freude an der Natur kann neben unseren aufreibenden Berufs- und Zweckreisen, bei denen es nur auf das Ziel ankommt, nicht veralten, solange der Gesichtskreis der Menschen nicht durch tausend neue Nöte beschränkt wird oder das künftige Jahrhundert — wer mag das wissen? — einen vollgültigen Ersatz dafür schafft.